

Akademie der Wissenschaften, hielt auf der 29. Jahresfeier der Akademie am 23. Mai 1979 den Festvortrag über ein Thema, zu dem aus der Sicht des Historikers kaum ein anderer zu sprechen berufen ist. Geht es doch — wie mehrere Bücher und Aufsätze anderer Autoren in den letzten Jahren gezeigt haben — um die permanente Selbstverständigung der Osteuropaforschung und um ihre Beziehung zur Politik und zur breiteren Öffentlichkeit. St. will jedoch nicht in erster Linie die schon des öfteren nachgezeichnete Abhängigkeit der Geschichtswissenschaft von politischen Ideologien unseres Jahrhunderts aufs neue demonstrieren, sondern vielmehr die politischen Bedingungen der seit Ende des 19. Jhs. in Deutschland begonnenen systematischen wissenschaftlichen Studien über Rußland und — nach 1918 — die Sowjetunion und die Länder Ostmitteleuropas aufzeigen.

Ogleich in einem Vortrag natürlich schon gut Bekanntes dargeboten werden muß, sind auch neue Akzente gesetzt: so der Hinweis auf den Einfluß von „Negativbildern“ der Völker dieses Raumes auf die wissenschaftliche Beschäftigung und die kritische Distanz zum politischen Engagement mancher Persönlichkeiten in der Frühzeit einer sich etablierenden multidisziplinären „Ostforschung“. Gegenüber einer zu engen Verbindung wissenschaftlicher und politischer Interessen mit ihren Gefahren für seriöse Forschung baut St. auf die „Verwissenschaftlichung als Gesprächsbasis“, auch zwischen politisch sonst eher konträren Positionen. Er konstatiert auch in der marxistisch-leninistischen Historiographie nicht wenige Elemente objektiver und ideologiefreier Forschung, die ein solches Fachgespräch ermöglichen. Die Gesprächschancen — das weiß der Autor natürlich — sind nun allerdings von der Politik — nicht allein, aber vor allem — abhängig, was dem Thema seine dauernde Aktualität verleiht. Skepsis und Hoffnung kommen im Schlußsatz zum Ausdruck: „Sollte es nicht Aufgabe der Osteuropahistorie sein — von der sicher viele meinen, daß sie im berühmten Elfenbeinturm ihre Orchideen züchtet —, auf der Basis mühsam errungener Verwissenschaftlichung hier und bedrängter Professionalisierung dort ihre Erkenntnismittel zu schärfen, ihre Kritik zu verfeinern und das Gespräch zu führen, wo immer sie Partner findet, welche die Wahrheit nicht schon haben, sondern suchen?“

Bochum

Oskar Anweiler

Witold Mańczak: *Praojczyzna Słowian*. [Die Urheimat der Slawen.] (PAN, Komitet Słowianoznawstwa, Monografie slawistyczne, 44.) Zakład Narodowy im. Ossolińskich, Wyd. PAN. Breslau, Warschau, Krakau, Danzig, Lodz 1981. 154 S., franz. Zufass.

Mit diesem Buch legt der Krakauer Romanist W. Mańczak einen neuen Versuch zur Bestimmung der slawischen Urheimat vor. Die Publikation zerfällt neben einer Einleitung (S. 7—14), einem Schlußteil (S. 130—138), der Zusammenstellung der Abkürzungen von Sprachen (S. 139) und Zeitschriften (S. 140), der Bibliographie (S. 141—151) und dem französischen Resümee (S. 153—154) in zwei Hauptteile: einerseits in eine knapp gehaltene Darstellung bisheriger Theorien und Versuche der Bestimmung der slawischen Urheimat, wobei außersprachliche Argumente (S. 15—43) und linguistische Beweisführungen (S. 44—89) getrennt behandelt werden, andererseits in den eigenen Versuch des Vfs., mit Hilfe einer neu entwickelten Methode zum verwickelten Problem der slawischen Ethnogenese beizutragen.

In der Einleitung referiert der Vf. die zahlreichen Lokalisierungsversuche (S. 7—12), woraus sich ergibt, daß man die Urheimat der Slawen in den weiten Raum zwischen Elbe und Ural einerseits und Donau und Dnjeprquelle andererseits gesucht hat. Unergiebig ist auch die Durchsicht nach Vorschlägen, die zur Datierung des „Urslawischen“ gemacht wurden (S. 13—14). Es fällt auf, daß M. nur ganz selten Stellung zu einzelnen Theorien nimmt, so bleibt m. E. nach wie vor M. V a s m e r s „Ausscheidungsmethode“ gültig, d. h. die slawische Urheimat kann nur dort gelegen haben, wo kein baltisches, finnougrißisches oder iranisches Substrat nachgewiesen werden kann.

Innerhalb der Aufzählung von außersprachlichen Argumenten werden zunächst historische Angaben erörtert (S. 15—27), Veneter, Neuren, Lugier und weitere Völkerbezeichnungen werden dahingehend überprüft, ob mit ihrer Hilfe zur Lösung des Problems beigetragen werden kann. Dem Ergebnis, daß dieses nicht der Fall ist (S. 27), können wir vorbehaltlos zustimmen. Ergebnisse der Archäologie bilden einen weiteren Abschnitt (S. 27—36), auch hier ergibt die Frage nach der ethnischen Zugehörigkeit der Träger der Lausitzer und der Przeworsker Kultur keine sicheren Hinweise auf Slawen. Gering sind auch Erkenntnisse, die die Anthropologie (S. 36—41) und andere Wissenschaften, z. B. die Geographie, Ethnographie und Rechtsgeschichte (S. 41—43) beisteuern können.

Innerhalb des zweiten Abschnittes, der den linguistischen Argumenten gewidmet ist, werden zunächst die für die vorgeschichtliche Zeit wichtigen Entlehnungen aus dem Slawischen bzw. in das Slawische behandelt (S. 44—55). Auffällig ist dabei die Tatsache, daß es zwar zahlreiche germanische Lehnwörter im Slawischen, aber kaum altslawische im Germanischen gibt, eine Tatsache, die ihre Entsprechung in den germanisch-finnischen Beziehungen hat und die wohl nur so zu deuten ist, daß die anzusetzenden finnischen und slawischen Lehnwörter in germanische Sprachen, die inzwischen ausgestorben sind, gierten, d. h. doch wohl vor allem in ostgermanische Dialekte. Weiterhin ist auffällig, daß es nur spärliche germanische Entlehnungen in die baltischen Sprachen zu geben scheint; eine befriedigende Erklärung dafür steht m. E. noch aus. Bei der Erörterung der finnisch-slawischen Beziehungen (S. 47) sollte zukünftig A. P l ö g e r : Die russischen Lehnwörter der finnischen Schriftsprache, Wiesbaden 1973, Berücksichtigung finden. Die Bedeutung der Entlehnungen für die Bestimmung der slawischen Urheimat ist nach M. ziemlich gering (S. 55), eine vielleicht zu skeptische Haltung, die auch bei der Behandlung der geographischen Namen und ihrer Aussagefähigkeit (S. 55—67) zu kritisieren ist. Die Uneinigkeit der Forscher über die Zuweisung der Namen zu einzelnen Sprachen benutzt M. dazu, die Ergebnisse der Namenforschung generell in Zweifel zu ziehen. Wenn man in dem Bereich zwischen Oder, Weichsel und Dnjepr „venetische“, „urfinnougrißische“, „thrakische“, „balto-slawische und sogar „etruskische“ Namen zu erkennen glaubt, so ist diese Auffassung zunächst einmal zu revidieren. Fortschritte werden sich dabei mit Sicherheit nur erreichen lassen, wenn man die Alteuropa-Konzeption H. K r a h e s und deren Weiterentwicklung durch W. P. S c h m i d in die Überlegungen einbezieht, vor allem muß versucht werden, innerhalb der geographischen Namen, speziell der Gewässernamen, zu einer Schichtung bzw. zu deren Kriterien zu gelangen. Weniger erfolgreich ist die Heranziehung ethnischer Namen (S. 67—68), von Pflanzenbezeichnungen (S. 68—73) und anderer Appellativa (S. 73—78), worin man dem Vf. nur zustimmen kann, auch grammatische und lexikalische Argumente (S. 78—84), die für die Frage nach vorhistorischen Beziehungen immer wieder herangezogen werden, sind nicht unumstritten. Einen besonderen Abschnitt

widmet M. der Frage, auf welchen Wegen die Balkanslawen ihre neuen Siedlungsgebiete erreicht haben. Zu den Thesen J. Nalepas, um die es hier geht, hat jedoch nicht nur H. Popowska-Taborska (wie Vf. S. 85 meint) Stellung genommen, vgl. E. Eichler in: *Makedonski jazyk* 25 (1974), S. 89 ff., und T. Witkowski in: *Actes du XI^e Congrès International des Sciences Onomastiques*, Bd. 2, Sofia 1975, S. 450 ff., zu den slawischen Ortsnamen in Griechenland jetzt auch Ph. Malingoudis: *Studien zu den slawischen Ortsnamen Griechenlands*. 1. Slawische Flurnamen aus der messenischen Mani, Mainz, Wiesbaden 1981.

Der neue Vorschlag, den M. macht, besteht darin, Bibeltexte der zu vergleichenden Sprachen gegeneinander zu setzen, d. h. durch die Auszählung von Gemeinsamkeiten (statistische Methode) festzustellen, welche Sprachen mehr Gemeinsamkeiten gegenüber anderen haben. Die Frequenz entscheidet dann darüber, welche Sprachen einander näher verwandt sind. So ergibt sich, daß die gotisch-alkirchenslawischen Parallelen zahlenmäßig größer sind als die gotisch-litauischen, woraus der Vf. schließt, daß das Slawische dem Germanischen näher stand als dem Baltischen und daher für eine westliche Urheimat der Slawen, etwa auf dem Gebiet des heutigen Polen (genauere Grenzen anzugeben, ist mit der angewendeten Methode nicht möglich), plädiert werden muß. Ein weiterer Vergleich von Bibeltexten ergibt, daß das Slawische dem Lateinischen näher als dem Litauischen (= Baltischen) gestanden haben muß. M. glaubt damit Quantität und Frequenz als neue, entscheidende Wertmesser in die Diskussion eingebracht zu haben; es fragt sich aber, ob nicht sein Wort von der schlechten Methode, die offensichtlich schlechte Resultate erbringt (S. 112), auf seine eigenen Überlegungen zurückfällt. Die historische Dimension kommt dabei nämlich zu kurz, wie bei jedem Vergleich geht auch in diesem Fall der Faktor Zeit verloren (vgl. W. P. Schmid: *Indogermanistische Modelle und osteuropäische Frühgeschichte*, Mainz, Wiesbaden 1978, S. 4). Man kann diesen Faktor jedoch wiedergewinnen, wenn man den Bereich der Appellativa verläßt und in die Namen, den „Friedhof der Appellativa“, hineingeht: so lassen sich nämlich Namen gewinnen, die Entsprechungen in der dort gesprochenen slawischen Sprache oder in einer eng verwandten slawischen Sprache oder in einer weiter verwandten slawischen Sprache oder in einer verwandten indogermanischen Sprache usw. besitzen (um einen Idealfall innerhalb des Slawischen heranzuziehen). Zudem bieten geographische Namen, deren Benennungsobjekt sicher zuweisbar ist, den großen Vorteil einer genauen Lokalisierung, man gewinnt daher auch den Raum zurück, der bei einem normalen Vergleich verlorengeht. M.s Versuch ist daher ein vergleichender, kein historisch-vergleichender, und das scheint uns der schwache Punkt seiner Überlegungen zu sein.

Zum Abschluß sei noch auf einige Einzelheiten eingegangen: volle Zustimmung darf m. E. der Hinweis auf den Primat der Sprachwissenschaft bei der Frage nach der Urheimat finden (S. 91), auch stimmen wir der Reihenfolge der Problemlösungen (zunächst Auffinden der slawischen, dann — sofern überhaupt möglich — der indogermanischen Urheimat, S. 91—92) zu, ebenso der Ansicht, daß die Slawen ursprünglich auf einem relativ kleinen Gebiet gesiedelt haben müssen (S. 127). Die Kritik an der Alteuropa-Konzeption H. Krahes, die vor allem darauf basiert, daß das Slawische daran nur geringen Anteil habe (S. 136—137), ist nunmehr unberechtigt, wie ich an anderer Stelle zu zeigen versuchte (J. Udolph: *Studien zu slavischen Gewässernamen und Gewässerbezeichnungen*, Heidelberg 1979, S. 632—637).

Es bleibt nach der Lektüre dieses Buches der Eindruck, daß die Thesen des

Autors zwar überprüfbar sind, wie im Schlußsatz (S. 138) betont wird, daß aber die schwache Stelle des Vorschlags von M. nicht im Material, sondern in der Auswahl des Materials liegt. Und um dieses zu konkretisieren: Fragen der Vor- und Frühgeschichte lassen sich von sprachwissenschaftlicher Seite mit einiger Aussicht auf Erfolg nur unter Heranziehung des Namenmaterials, vor allem unter Berücksichtigung der Hydronymie, beantworten.

Rosdorf bei Göttingen

Jürgen Udolph

Deutsch-slawische Namenforschung. Vorträge und Berichte aus Anlaß der wissenschaftlichen Tagung des J. G. Herder-Forschungsrates über Probleme der deutsch-slawischen Namenforschung am 21. und 22. Oktober 1976. Hrsg. von Hans-Bernd Harder. (Tagungsberichte des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates, 7.) Verlag J. G. Herder-Institut. Marburg/Lahn 1981. X, 157 S.

Der vorliegende, von dem Marburger Slavisten Hans-Bernd Harder herausgegebene Band enthält außer einem Vorwort des Herausgebers mit einem kurzen forschungsgeschichtlichen Überblick (S. VII—IX) fünf Beiträge zum Thema der deutsch-slawischen Namenforschung. Berührt werden die Gebiete Ostholstein (A. Schmitz), die Mark Brandenburg (W. H. Fritze), Berlin (J. Prinz) und Österreich (P. Wiesinger). Das bayerische Gebiet wird repräsentiert durch einen Aufsatz von Volker Kohlheim: „Diffusionstheoretische Aspekte spätmittelalterlicher Anthroponymie — Die Verbreitung der Rufnamengebung nach Heiligennamen in Regensburg bis a. 1378“ (S. 137—157), der für die deutsch-slawische Namenforschung nur insofern von Interesse ist, als er implizit die allgemeine Frage aufwirft, inwieweit diffusionstheoretische Aspekte nicht auch bei der Untersuchung der deutschen und slawischen Namentradition Berücksichtigung finden sollten. Die geographische Linie, die durch die Untersuchungsgegenstände der Beiträge gebildet wird, liegt also ein wenig westlicher als diejenige, die im gleichzeitig erschienenen, 13. Band der *Onomastica Slavogermanica* (Abh. d. Sächs. Akad. d. Wiss. zu Leipzig, phil. hist. Kl. 69, 4, Berlin 1981) mit Pommern und Danzig, Polen, Lausitz und der Tschechoslowakei repräsentiert wird.

Der erste, reich dokumentierte Beitrag von W. H. Fritze: „Ortsnamenkunde und Landesgeschichte in ostdeutschen Ländern — Probleme der Namenkontinuität“ (S. 1—39) ist geprägt von den Hoffnungen, die die Landesgeschichte auf die Namenforschung setzt. Die Erwartungen sind allerdings so umfassend, daß der Vf. selbst am Ende seiner Ausführungen zu dem Ergebnis kommt, „daß die Kräfte des Einzelforschers damit letztlich überfordert sind. Hier hilft auf die Dauer wohl nur eine langfristig konzipierte interdisziplinäre Zusammenarbeit“ (S. 39).¹ Mit Recht wendet sich der Vf. gegen eine isolierende Betrachtungsweise sowohl der einzelnen Namen (zum Begriff der Namenlandschaft: S. 14, er wurde bereits von J. Untermann² auf die venetische Personennamengebung erfolgreich angewendet), als auch der deutsch-slawischen Beziehungen selbst, d. h. die

1) Welche Realisierungsaussichten diese Konzeption gegenwärtig hat, sagt der Herausgeber im Vorwort S. IX: „Pläne des Johann-Gottfried-Herder-Forschungsrates für die systematische Bearbeitung einzelner Landschaften des deutsch-slawischen Siedlungsgebietes haben sich nicht realisieren lassen.“

2) J. Untermann: Die venetischen Personennamen, Wiesbaden 1961.